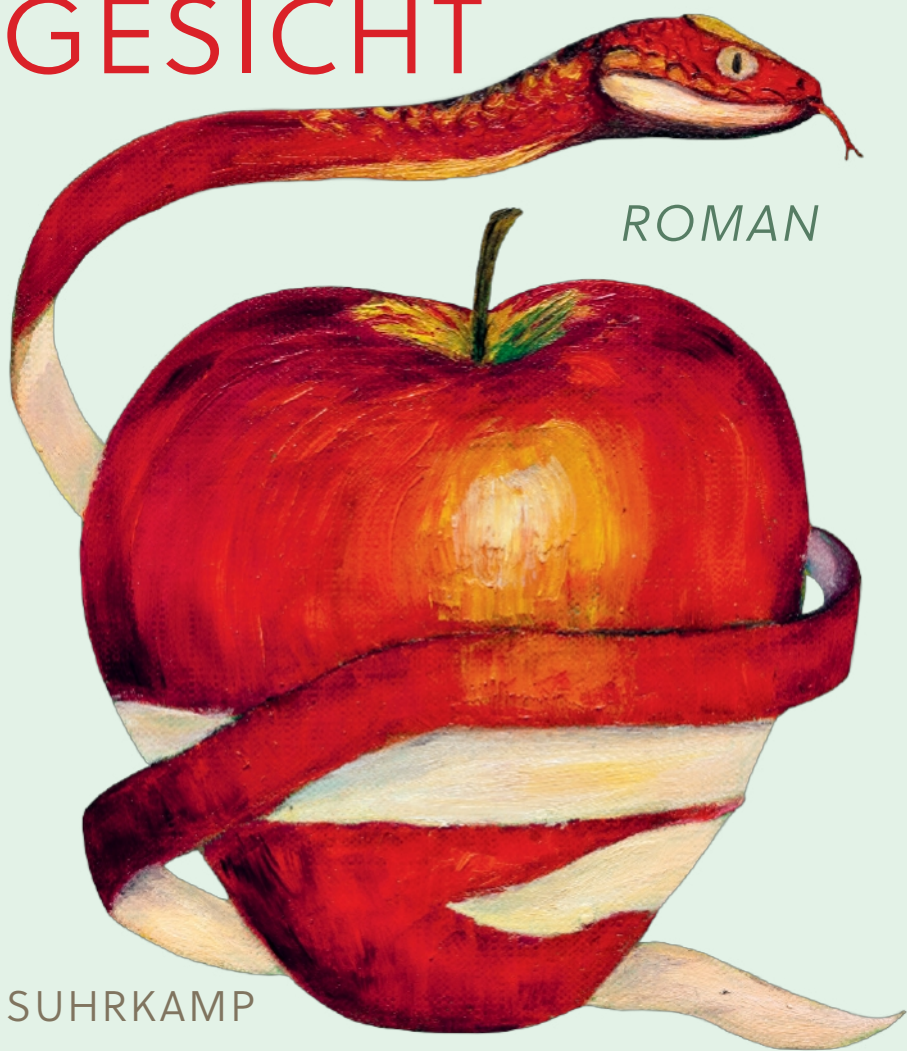


JOSEF WINKLER  
DAS GLÜCK  
IST EIN ENGEL  
MIT ERNSTEM  
GESICHT

ROMAN



SUHRKAMP

SV



Josef Winkler

*Das Glück ist ein Engel  
mit ernstem Gesicht*

Roman

Suhrkamp

Gefördert vom Deutschen Literaturfonds e.V.

Erste Auflage 2026

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks  
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg,  
unter Verwendung eines Gemäldes von Siri Winkler

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43270-9

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

*Das Glück ist ein Engel  
mit ernstem Gesicht*

*Wenn ich sterbe, dann als Schlange, die sich nach  
einer neuen Haut verzehrt.*

Marina Zwetajewa, »*Ich sehe alles auf meine Art*«

*Ein in der Luft schwebendes Haus, das mit Seilen an  
einem Stern hängt.*

Giacomo Leopardi, »*Zibaldone*«

## *Das erste Kapitel*

ICH BEI TAG UND DU BEI NACHT MIT DEM  
KINDERGRABMUSTER AN DER INNENSEITE UND  
MIT DEM SUMPFDOTTERBLUMENMUSTER AN DER  
AUSSENSEITE DER BETTDECKE



*Wie eine Muschel ist mein Herz,  
das Bild des Freundes ist die Perle;  
nun hab ich keinen Platz mehr drin,  
weil Er dies Haus erfüllt.  
Mit seiner Botschaft Süße spaltet  
die Nacht die Lippen meiner Seele ...*

Dschalal ad-Din Rūmī

Beim langen, langen Hinschauen gab ich der nach Mehlspeisen duftenden Konditorgesellin von der »Pâtisserie Chaim Soutine« zu verstehen, daß meine siebente Herzkammer keine Süßigkeitenkantine für die Liebe ist, mich die Nacht immer erwartete und ich gerne ihr teigiger, nach Mehlstaub riechender Kirschgärtner geworden wäre, als sie aus einem Urnengrab einen Korb stierblutroter Kirschen herausgenommen und mir zum Namenstag geschenkt hatte. Keine einzige Kirsche war wurmstichig.

Lauter winzige Kupfersärgchen als Schmuck im Geflecht der Zöpfe ihrer kastanienbraunen Haare, als sie einmal mit Augenzwinkern, aber ohne Worte andeutete, daß sie den hauchdünnen Sichelmond vor Sehnsucht nicht mehr erwarten könne und auf ihm als tödlicher Gillette durch die finstere Nacht reiten möchte. Nach André Breton ist ihre gespaltene Zunge eine vom Kärntner Bischof DDr. Joseph Köstner erdolchte, blutleere Hostie als Leib Christi und ihre geschwungenen Augenbrauen sind der Rand eines Schwalbennestes. Ihr verwundetes Geschlecht ein Mississippi-Goldgräberort und ein Schnabeltier, das in seiner Trostlosigkeit auch nicht verhindern kann, wenn unter den gläsernen Gräsern ihrer dünnen Haut Skelette aus Elfenbein randalieren, sobald der besagte Kleine Tod – er ist »besagt!« – eintritt und sich die Zehen der Liebenden im Ausklang der Lust verkrampfen und sich blutig kratzen, gegenseitig und fürseitig. »Die wahren Liebesbriefe, die du schreibst, versiegle mit einer geschändeten

Hostie.« Steht in »Die unbefleckte Empfängnis«, dem Buch der »idealen Besessenheit«.

Wie oft sind wir in der Hitze des Tages gebückt und Heiligensprüchlein betend mit unseren affenartig herunterhängenden Armen durchs reife Getreidefeld gelaufen, haben unsere Wangen von den Ähren kitzeln und aufritzen lassen und wollten schwungvoll die an unseren Körpern angewachsenen Arme himmelwärts werfen, immer wieder weg und weit hinaufwerfen, weit über die von einem farbigen Regenbogen durchschnittenen Wolken, aber unsere Arme haben sich nicht und nicht als Wurfgeschloß losreißen lassen von unseren verfluchten zweiblättrigen Schultern, von denen man uns seit frühester Kindheit prophezeite, daß eines Tages schwarze Teufelsflügel draus wachsen würden.

Wenn die Konditorgesellin und meine imaginäre Zuhörerin von der Patisserie Chaim Soutine in der rue Chabrol vor dem Dorfkrucifix ihre verschwitzten, nach überreifem Roggenfeld (im Hochsommer) riechenden nackten Arme in die Höhe riß und spöttisch mit ihren schwulstigen Lippen Heiligensprüche malträtierte, öffneten sich mit einem Male im dichten, feuchten, schwarzbehaarten und nach Moschus duftenden Gebüsch ihrer Achseln die Mäuler hungriger Mehlschwalben, die sich an der Außenmauer der Patisserie Chaim Soutine eingenistet hatten mit den Worten: »DEINER ernsten Engel einen / stell am Rand der Sehnsucht hin / und befiehl ihm, daß er meinen / Schwestern sagt: Ihr werdet weinen – / Denn es sind die Rosenreinen / allen Prüfungen und Peinen / wie ein Spiel von Anbeginn.«

Die duftende Teigware aus Wasser, Mehl und Vanille in der Patisserie Chaim Soutine muß zuerst »Atem holen«, hat es geheißen, dann kann der Leib Christi »gehen«, mit oder ohne Füße, und erst dann kann die Hostie zu Sprache kommen und geknetet und von niemand anderem als von der Konditorgesellin aus der Patisserie Chaim Soutine zu mit Eiklar glasierten Mehlspeiszöpfen mit runzeligen, aber süßen Rosinen aus den ehrwürdigen Familien der Sultanina und der Korinthiaki geformt werden! Ich habe das Glück, ein veruchtes, handtellergroßes Vierklee aus Marzipan zu sein, das später zu zwei Marzipanpferdchen geknetet und meiner Schwester Maria auf dem Totenbett von drei Engelsgestalten, schönen Jünglingen mit großen Flügeln und mit Rosenkränzen auf den Köpfen, zwischen ihre kalten, zum Gebet geschlossenen Hände gesteckt wird, »Mutter!« ruft das Mitzele, »in deinem Gaumen wachsen Maiglöckchen!« »Das sind die Himmelschlüssel, mein Kind!« Die Schlüssel zum Himmel!

Eingeeiste Blut- und Wasserlachen werde ich für meine verstorbene Schwester Maria auf meinem Rücken tragen – immer noch ohne schwarze Teufelsflügel –, zur Schau nämlich! Ich trage ihren toten Engel auf meiner Schulter, schlaff hängen seine Flügel über meine Brust, denn Gottes Engel laden dich ein, öffnen die Tür und rufen: Komm herein! Ich hab nur ein einziges Herz, mit und ohne Mördergrube, für deine vielen, ach so warmen und salzigen Tränen jenseits der Bitternis, unser bedauernswertes, nach zerriebenen Mandeln duftendes, in der Fettecke aus Butterschmalz der Patisserie Chaim Soutine verloren gegangenes Ich und Du! Ich bei Tag und du bei Nacht!

Denk dran, wir waren die schwarzpelzigen Maulwürfe des Unterirdischen mit den rosaroten Händen und rochen nach frisch aufgeworfener Friedhofserde, besonders einmal, als die blaurosa Vergißmeinnicht den gelben Sumpfdotterblumen im Frühjahr am »rauschenden Bach« in die Arme liefen nach einem schauerlichen Unfall, als ein Kind von einer schlampig verankerten hundert Kilo schweren Holzstatue erschlagen wurde, die keine Heiligenstatue mit oder ohne Heiligenschein war, sondern ein in der Gestalt eines Bären zurechtgeschnittener Holzstamm, der das Kind nicht »unter sich begraben«, aber plattgedrückt und getötet hat! »Mach dir, ohne mit der Wimper zu zucken, eine mögliche Vorstellung von den Schwalben!«

In der Unordnung meines Seelenscheiterhaufens kann ich kein Feuer mehr für dich entfachen, verehrte Konditorgezellin von der Patisserie Chaim Soutine in der rue Chabrol, in meinem rußigen Herzen, das mutter- und vaterseelenallein und immer noch auf dem Sprung ist, himmel- oder höllwärts, das weiß der Teufel! Kein Engel kann es besser wissen, weder ein toter noch ein lebendiger, hängt er auch noch so lange über meiner Schulter oder über meiner Brust! Keiner weiß es, geschweige denn besser! Wie oft haben wir gehört, daß ES und was immer ES ist und war, nur der Teufel weiß – Das weiß der Teufel! –, und niemand außer dem Teufel, der sich aus der Jauchegrube erhebt und sich selber an die Wand malt, am liebsten duckmäuserisch hinter einem Heiligenbild, unter dem sich ihre Menschenseele auf der Roßhaarmatratze ausbreitet, auch dann, wenn nur von der heißen Schere die Rede war, die eine Nabelschnur der wahren siamesischen Zwillinge, nämlich von Engel und Teufel, hätte durchtrennen sollen.

Nicht selten habe ich, wenn sich mir wieder der leibhaftige, in der Jauchegrube auferstandene Teufel in meinen Albträumen eingenistet hat, den weißhaarigen Kopf der toten Enz'n Oma geschüttelt, so lange gerüttelt und geschüttelt, bis die Alte heißhungrig aufgewacht und sich mit den Worten: »Das weiß der Teufel!« selber in den eigenen Totenschädel gebissen hat, um mich, ihren Enkelsohn, in der Plage seiner Albträume, mit Haut und Haar und mitsamt dem roten Ministrantenkittel vor dem Aufwachen zu verschlucken mit der langen, brennenden Erstkommunionkerze in meiner Hand, mit dem Scheitel in meinem brünetten Haar. Aber ich bin »unbeschadet« wieder aufgewacht und habe die Bettdecke mit dem Kindergrabmuster auf der warmen Innenseite und mit den Sumpfdotterblumen auf der kalten Außenseite zurückgeworfen, um in die imaginäre Patisserie Chaim Soutine zu meiner Zuhörerin zu gelangen und ihr sagen zu können, daß in den frühen Morgenstunden die Lämmerherden im Aufbruch sind.

Hör mir zu, meine aufmerksame und bezaubernde Zuhörerin von der Patisserie Chaim Soutine, ich erzähl dir meine Geschichte, die auch die deine ist! Mach die Ohren auf und die Augen zu und erinnere dich wenigstens schemenhaft an unsere gemeinsame Vergangenheit! »Der wird nie sterben, der kann gar nicht sterben!« hast du als Kind immer wieder über den Stimniker gesagt, wenn du von unserem ehrenwertesten Leichenbestatter gesprochen hast, der einst unsere gemeinsamen Großeltern, den Enz'n Opa mit der ewigen Leichenbittermiene (und bösem Blick) und die vom Totenvogel, vom Eichelhäher, gemarterte Enz'n Oma, eingesargt hat, der Stimniker mit seiner dicken Havanna-Zigarre im schiefen Mund, der sich vom qualmenden Tabak einnebeln

ließ mit seinen ständig vom scharfen Rauch blinzelnden Augenlidern, wenn er das Sargoberteil auf dem Sargunterteil festschraubte und dabei einen Schluck Vogelbeerschnaps aus dem silbernen Flachmann mit dem Totenkopf getrunken hat. »Hast du gesehen, der Stimniker ist durchs Dorf gefahren!« hat es öfter hinter vorgehaltener Hand geheißen, im Jahr ein paarmal, man hat es nur leise gesagt, mit leicht zitternder Stimme, ohne Hand vor dem Mund.

Wenn die kleinste Kirchenglocke »Zügen« läutete und damit ein »Sterbefall« angekündigt wurde, hoben alle Dorfbewohner ihre Köpfe und fragten sich, wer denn nun wohl an der Türschwelle des Jenseits steht oder sie überhaupt schon überschritten hat. Der hochnäsige Stimniker konnte außerdem nicht grüßen, er war erhaben über Leben und Tod, er war schließlich der Bestatter, der die Toten, von denen man nicht wußte, ob sie in den Himmel oder in die Hölle fahren werden, in einen vom Tischler »Obermann« gezimmerten Sarg hineinlegte. Der wird in den Himmel »kommen« hat es immer geheißen oder der wird in die Hölle »kommen« hat es ebenso geheißen, aber von in den Himmel oder in die Hölle »fahren« war nie die Rede. Der unhöfliche Stimniker sagte nie »Grüß Gott!«, auch nicht »Grüß Teufel!« Wortlos schritt er zur Tat, sein Lebensinhalt und sein »Geschäft« war das Einsargen und Bestatten. Wir nannten ihn den »Leichenheini vom Drautal«, der immer mit einem eleganten, langgestreckten Mercedes mit Milchglasfenstern unterwegs war und der auch noch Geld dafür bekam, wenn er einen Verstorbenen in den Sarg legte und in einem Aufbahrungszimmer drei Tage mit pompöser, schwarzer Dekoration und mit einem großen silbernen Kreuz am Kopfende des Verstorbenen für die »Hinterbliebenen« zur Schau stellte.

Wie oft setzte ich mich, »Old Surehand« lesend, in meinem Elternhaus auf die sechzehnstufige Stiege, über die mein Vater und der angestrengt an seiner dicken Havanna-Zigarre paffende Stimniker den Leichnam der Enz'n Oma in einer Wolldecke, die in der Küche auf dem Diwan lag, nach unten getragen und in der von meiner Schwester Maria gesäuberten Knechtstube in den bereitgestellten Sarg gelegt hatten. Sie schruppte im zukünftigen Aufbahrungszimmer den hölzernen Boden mit den schiefen Brettern, aus denen da und dort die Nägel hervorstanden, und putzte die eingegitterten Fenster. Es sollte alles frisch und sauber sein, wenn das Sargober- und das Sargunteil, der Leichnam, die Kerzen, Totenkränze und ein großes, silbernes Kruzifix kämen. Danach wurde die Wolldecke, in die der Leichnam der Enz'n Oma eingeschlagen und über die Stiege getragen worden war, wieder auf den Küchendiwan geworfen, wo wir uns einkuscheln konnten in den Leichengeruch und die rostigen Drähte beim Niedersetzen auf der gepolsterten Ottomane ein paar Sekunden lang aufzeigten und uns an die verstorbene Enz'n Oma erinnerten.

Heute noch habe ich den Geruch der Havanna-Zigarre in der Nase und das Schnaufen des Vaters und des Leichenbestatters Stimniker im Ohr, als sie die schwere verblichene Enz'n Oma ganz vorsichtig über die sechzehnstufige Stiege trugen. Ich hatte Angst und gleichzeitig die Hoffnung, daß die beiden Atemlosen auf der abgetretenen Stiege ausrutschen und über die Tote herfallen würden. In der Knechtstube packten sie die Verstorbene an Händen und Füßen und hoben die mit ihrem Kopf hin und her wackelnde Enz'n Oma in den Sarg. Erst als wir keine schlurfenden Geräusche und kein auffälliges Schnaufen der beiden Leichen-



träger mehr hörten, gingen meine Schwester Maria und ich langsam und bedächtig, Hand in Hand, den engen Flur des Hauses entlang, blieben neugierig an der Türschwelle der Knechtstube stehen und schauten auf den Leichnam der dicken Großmutter, der den ganzen schwarzen, mit Trauerflor drapierten Sarg ausfüllte. Eingekleidet wurde die Tote von ihrer Tochter, der Ragatschnig Tresl, der Konditormeisterin, der »Guten Haut«, wie sie genannt wurde, die besonders zu Festen das ganze Dorf mit Erdbeer- und Schokoladetorten, Schwarzwälder-Kirsch und Buttercremetorten, Malakofftorten und mit Bischofsbrot versorgte.

Die Dorfleute hoben im Schlaf ängstlich die Köpfe von ihren Polstern, wenn sie das Bimmeln der Sterbeglocke, das sogenannte »Zügeläuten« hörten. An den heißen Sommermittagen richteten sich auf den Feldern beim Binden der Getreidegarben die Gestalten auf und schauten zum Kirchturm, der beim Läuten leicht ins Schwanken geraten war. Sie drehten sich mit der Getreidegarbe in der Hand im Kreis, blickten auf ihre Beine und auf ihr Schuhwerk, um sich zu vergewissern, daß sie selber noch am Leben waren und das Läuten nicht ihnen galt. Sie sahen die Gesichter von fünf, zehn Lebenden aus der Dorfgemeinschaft vor sich, nicht alle konnten mehr am Leben sein, einer von ihnen war tot, einer mußte der Tote sein.

Vielleicht ist ein Verkehrsunfall passiert, vielleicht ist wieder ein Kind von einem Auto überfahren oder von einem umkippenden Traktor erdrückt worden oder es hat sich wieder ein Jugendlicher aufgehängt in einem Heustadel, an einem kotbefleckten Kalbstrick mit dem eingetrockneten

Geburtsschleim, mit dem noch Tage zuvor in den frühen Morgenstunden ein Kalb auf die Welt gezogen worden war, oder vielleicht läutete die Totenglocke für die Magd, die vor ihrem Selbstmord fein säuberlich ihre Stallarbeit verrichtet hatte, um nach ihrem Ableben keine üblen Nachreden mehr zu bekommen. »Vorher« hat sie noch ganz sauber den Stall ausgekehrt! Die Milchkannen hat sie »vorher« noch ausgewaschen! Den Fuchs hat sie auch noch »vorher« gestriegelt und ihm aus einer alten Leibschüssel, an der stellenweise das weiße Email abgebleckt war, Hafer in den Trog geschüttet, hat es lobend geheißt. Und erst dann hat sie den Anstand gehabt, sich aufzuhängen! Und sich wegzuräumen! »Sie hat alles anständig hinterlassen!« Unser Vater erzählte mir einmal, daß ein Bauer eine Magd geschwängert habe und sie danach vom Hof gejagt haben soll. »Du sollst am lebendigen Leib verfaulen!« rief die Magd, als sie ihr Bündel packen und den Hof verlassen mußte. Tatsächlich verfaulte der Bauer von seinen Zehenspitzen weg. Zuerst soll er schwarze Zehen, dann schwarze Füße bekommen haben ..., so der Vater.

Und der, dem die röm.-kath. Dorfleute den Tod wünschten, der hat sich als Leichnam, ob er nun tatsächlich einer war oder nicht, in das Gehirn der Dorfleute eingeschlichen am frühen Abend beim Kuhmelken oder an einem heißen Sommernachmittag bei der Heu- oder Getreideernte, bis das Rätsel gelöst wurde, der Name des tatsächlich Verstorbenen als Lauffeuer durchs Dorf geisterte und bereits wenige Stunden später der an einer Havanna-Zigarre paffende Stimmiker zur Stelle war mit seinem Leichenwagen mit den eingeschliffenen Kreuzen an den Milchglas-Fensterscheiben, der rückwärts in den Hof einfuhr, um unmittelbar vor der Eingangstür des Hauses dezent den schwarzen, noch lee-

ren Sarg ausladen zu können, den er auf Schienen aus dem Auto zog, senkrecht auf den Boden stellte, um ihn vor sich, am Schrein links und rechts vorbeischauend, ins Sterbehaus hineinzutragen, wo er von einem Familienmitglied empfangen wurde, das ihm das Aufbahrungszimmer zuwies. Danach holte er das schwarzlackierte Gehölz des Katafalks aus dem Auto und stellte es mit routinierten Handbewegungen – er konnte schließlich mit einem Sarg umgehen! – im Aufbahrungszimmer auf die Beine.

»Mitzele! Putz für'n Opa die Schuhe!« sagte der Vater zu seiner gerade das Geschirr abwaschenden Tochter. Meine dreizehnjährige Schwester Maria durfte die Dose der Schuhcreme öffnen, auf der ein roter, eine Krone tragender Frosch abgebildet war, und mit der schwarzen Schmiere die Totenschuhe des verstorbenen Enz'n Opa einpastern. Mit einer Pferdehaarbürste glänzte sie das Schuhwerk so lange, bis sie die Konturen ihres dunkel spiegelnden Gesichts auf dem Leder von Opas Totenschuhen betrachten konnte. Reste der schwarzen Schuhcreme, auf deren Deckel »Erdal Rotfrosch altbewährt« stand, verbargen sich nach dem Einpastern und Glänzen des Schuhwerks noch mehrere Tage unter ihren Fingernägeln. Wenn sie nach dem Begräbnis in der Schule in ihr Schulheft schrieb und auf die noch von der schwarzen Schuhpasta schmutzigen Fingernägel schaute, erhob sich der in der Bauernstube auf der Bahre liegende Alte vor ihr und versuchte die Schnüre seiner auf Hochglanz gebrachten Schuhe zu lösen. »Wo drückt dich denn der Schuh?« fragte die Konditormeisterin, die Ragatschnig Tresl, die Tochter des Toten, immer wieder meine Schwester Maria. »Mach dir keine Sorgen, eines Tages wird dir der Knopf schon noch aufgehen!«

An der Türschwelle stehend, sah man vom aufgebahrten Enz'n Opa zuallererst als höchste Erhebungen die spitzen, von der »Erdal Rotfrosch Creme« glänzenden Schuhe, seine bläulich gewordene Nasenspitze und in den immer größer werdenden, sich ausbreitenden und das ganze Aufbahrungszimmer verschluckenden Schlund der behaarten Nasenlöcher, an denen sich die ersten Würmer in Stellung brachten. Der im Sarg liegende Körper war abgedeckt mit einem schwarzen, durchsichtigen Bahrtuch, in das silberne Kruzifixe und Engel eingeprägt waren, die im windigen Durchzug der ausgehängten Aufbahrungszimmertür und des offenen Fensters einmal tanzten, einmal Kopf standen und dabei ihre Flügel schlugen. Am schlimmsten und am köstlichsten war der Schweiß der unsichtbaren, rund um den Sarg herumgeisternden Todesengel mit ihren blutunterlaufenen Augen, die immer wieder flüsterten: »Widersagst du dem Teufel! Widersagst du dem Teufel!« Während aus dem Mundwinkel des Toten gelbe Flüssigkeit rann.

»Für den Opa!«, hat es geheißen, und nicht für den Leichnam, soll meine dreizehnjährige Schwester Maria seine Totenschuhe mit der »Erdal Rotfrosch«-Schuhcreme putzen, als wäre der Enz'n Opa mit dem weißen Oberlippenbart auf Teufel komm raus! noch am Leben. Jedes Mal, wenn der Vater seine Hofarbeit unterbrach und den drei Tage und drei Nächte lang in der ehrwürdigen Bauernstube aufgebahrten Toten besuchte, mit ihm in einer mir vollkommen unverständlichen Sprache redete, das Vaterunser betete und dabei verzweifelt seine kalten, zum Gebet geschlossenen Hände streichelte und jammerte und danach wieder an seine Arbeit ging, hörte man keine zwei, drei Stunden später wieder seine Schritte im Flur. Er wollte wieder und wieder in großer